

## **Pfütze im Café an der Ecke**

Es rauscht im Dicht der Blätter über mir. Ich sitze an einem dieser wackligen Tische, im Café an der Ecke, am anderen Ende des gerade gefallenen Regens. Ich betrachte eine kleine Pfütze neben meinem zu kurzen Tischbein.

In einer Pfütze ist vielleicht das erste Leben auf der Erde entstanden. Erste Aminosäuren, gebildet inmitten von heißen Schwefelwasserstoffen, kaltem Wasser – Bausteine ersten Lebens. Geschützt vor den ultravioletten Strahlen der Sonne durch Zinksulfidablagerungen am Pfützengrund. Die Vorstellung, der Mensch komme ursprünglich aus den Weiten des Ozeans ist in vielerlei Hinsicht angenehmer, als sich in einer lokalen Frischwasserpfütze auf dem Land zusammengebraut zu haben. Die Pfütze wird von mir eher als Phänomen des Übergangs wahrgenommen – zwischen Regen und Überschwemmung, zwischen Feld und Asphalt, zwischen Rinnsal und Fluss. Ich betrachte ihre Oberfläche, die das tropfige Grau des Himmels dunkel spiegelt. Pfützen sind inkonsistent. Lebewesen, die dort beheimatet sind, müssen mobil oder kurzlebig sein. Es ist schwer zu sagen, wo sie entstehen und wann sie verschwinden. Als stabiler Ursprungsmythos, Nabel der Welt, in der wir heute leben, taugt sie deshalb schlecht.

Ein junges Mädchen, wahrscheinlich noch Schülerin, bringt mir den Kaffee. Sie hält die Tasse so zitternd fest in der Hand, bevor sie diese zögerlich vor mir abstellt, dass ich denke, es ist ihr erster Tag, dass ich finde, sie erinnert mich an meine eigene Angst, damals. Im Dazwischen zwischen Schulabschluss und dem Danach. Meine Angst beim Bedienen im Café, bei jedem Gast aufs Neue, die wacklige, sich verrechnende Hand auf dem Servierblock, kugelschreiberverschmiert. Bis meine Angst nach Jahren des Bedienens in Gleichmut umschlug. Gleichmut klingt nach gleichmäßigem Mut, aber tatsächlich war da eher Müdigkeit als Mut und ein Kapitulieren vor der Tatsache, ohnehin nie richtig genug zu sein. Nie richtig genug für die Vorgesetzten, die mich für meine Stunden bezahlten, die mich für ihre Lebensentscheidung bezahlen ließen (jetzt habe ich mir dieses Dorfcafé ans Bein gebunden und ich hasse die Bewohner dieses Dorfes, vor allem die, die so langsam frühstücken). Mir ihren Frust vorgesetzt haben, jeden Morgen, in der Hoffnung, ich würde ihn schlucken. Was ich manchmal tat, ohne zu kauen. Viel Bauchweh war die Folge.

Es rauscht im Dicht der Blätter über mir. Die Böen schmecken nach Regen. Ich gebe der schüchternen Kellnerin ein aufmunterndes Lächeln mit auf den Weg zum nächsten Tisch.

Pfützen stehen oft in Zwischenräumen, zwischen Angefangenem, nicht Beendetem.

Mein Papa bepflanzte einen Rosengarten. Ich sollte ihn mir mal ansehen, meinte er, bei einem meiner seltenen Besuche des Dorfes, in dem ich gekellnert habe, in dem ich aufgewachsen bin. Sie stünden gerade in voller Blüte. Ich betrete den wacklig vertürten Garten das erste Mal seit Jahren.

Wo sind die Rosen? murmele ich, als mir bauchnabelhohe Brennnesseln entgegenschlugen. Wo sind die Rosen? flüstere ich, als ich ellbogenhohe Gräser flach drückte, um mir einen Weg zu bahnen. Nicht einmal Trampelpfade sind im dichten Grün erkennbar. Mühsam taste ich mich vor. Die einst so akkurat gezogenen Reihen sind eingefallen, in den Gräben sammeln sich Pfützen.

Wo sind die Rosen, Papa, die du gepflanzt hast, damals, Reihe um Reihe? Reihher um Reihher, der über deinen hutbedeckten Kopf flog, unter dem zerkratzten Himmel der Einflugschneise. Rosenstrauch um Rosenstrauch, zartgrün beblättert, bis sich, endlich, die erste Knospe schüchtern reckte, zartrot beblüet, und sich ihr Duft zögerlich in warme Luft ergoss.

Wo sind die Rosen?

Dann entdeckte ich eine. Ein einziger kleiner Rosenkopf atmet noch schwach aus erstickendem Grün. Das Gras hat die Reihe fast zur Gänze verschluckt. Kleine Pfützen stehen rosenflankierend in länglichen Furchen am Rand.

Ich sehe dich vor mir, wie du die Reihen gepflanzt hast, vor Jahren. Mühevoll, ausdauernd. Dein Knie war noch gut. Du hattest noch nicht diesen wegknickenden Humpler beim Laufen. Stundenlang hast du gebückt die Erde umgegraben. Ich verließ den Garten.

Auf dem kühlen Asphalt des Rückwegs fand ich dann doch eine große Rose. Ich hielt sie mir unter die Nase und atmete tief ein. Bewunderte den edlen, öligen Kern ihres Dufts. Ich nahm sie mit nach Hause. Stellte sie in einer Teetasse auf unseren hölzernen Tisch, mitten in eurem holzschnittartigen Streit und sie verströmte ihren Duft. Meine Schwester und du, ihr habt die ewigen Vorwürfe unterbrochen, um an ihr zu riechen.

Es rauscht im Dicht der Blätter über mir. Der Wind treibt Blätter, kleine Äste, große Sorgen vor sich her. Bläst mir ins Gesicht, rauschenden Staub in die Augen, die ich nicht schnell genug schließen kann. Die junge Kellnerin beeilt sich, die großen Schirme einzuklappen, Gäste packen ihre Taschen und Tassen, sie fliehen mit nervösen Blicken gen Himmel nach Innen. Der erste Blitz zerteilt die Luft in lautlose Spitzen aus Licht. Donner grollt den draußen Gebliebenen. Auch ich fliehe vor seinem Zorn ins Café.

Schwer klatscht Regen gegen die Scheibe, auf die Straße. Wo gerade noch Stühle und Tische standen, bilden sich Pfützen.

Vielleicht ist in einer Pfütze tatsächlich das erste Leben hier auf Erden entstanden. Das Dazwischen als Anfang, Nabel der Welt. Im Raum zwischen Schotterweg und Feld, zwischen Rosensaar und Rosenschlaf, zwischen Regenguss und Flucht.

Ihre Oberfläche wird durchwühlt vom heftigen Prasseln des Regens, wirft Blasen auf. Kleine Lebenssammlung zwischen grauem Himmel und Asphalt.